

[...]

Was ist diesen Texten, Textbildern, die ich Ihnen zeigte, gemeinsam? [Zu: Rilke, *Apoll*, Kleist, *Zerbrochener Krug*, Freud: *Irmis Injektion (Trimethylamin)*, *Traum des Wolfsmannes*] Wir erfahren von einem Objekt, einem Schrecklichen, das selber nicht erscheint, ausständig bleibt. Wir werden seiner gewahr in einem Anderen, in einer Figur, einem Corpus, Textcorpus, in einem Bild, aus dem heraus es uns anblickt und bisweilen zur Erstarrung treibt.

Diese Erfahrung, behaupte ich, wird im „Menon“ thematisiert.

Wir lernen etwas darüber, welche Funktion Figuren, Körper, Textkörper haben und wie wir dazu kommen, sie zu produzieren.

„Menon. Vom Zeigen der Figur“. So habe ich meinen Vortrag überschrieben. Und habe mich damit in eine traditionelle Konstellation und Fragestellung begeben.

1. **Es geht um das Lernen und Lehren.** Der Menon ist jener sokratische Dialog Platons, der sich am ausdrücklichsten mit Lehren und Lernen beschäftigt. Sein Kern ist sogar eine echte Lehrprobe, wie man sie heute allenthalben in den Schulen bewundern kann, und er enthält eine Theorie des Lernens, das als Anamnese, als Erinnerung von etwas Bekanntem bestimmt wird.

2. Mein Thema „Vom Zeigen der Figur“ spielt auf diese Lehrprobe an, wo **aus dem Zeigen einer Strecke in einer Figur eine Einsicht gewonnen** werden soll. Und es ist deshalb ganz passend, wenn mein Vortragstitel verdruckt worden ist und es heißt „vom Zeichnen“ der Figur. Passend deshalb, weil das hier Gezeigte sofort zum Zeichen wird, Beleg eines anderen, das selbst nie zu fassen ist.

3. Es geht um den Status des Wissens; der Formen des Wissens und seiner Vermittelbarkeit. **Der Dialog zeigt, dass Wissen nur eine der möglichen Formen ist, das fundamentale Nichtwissen, das Reale und den Verlust zu ertragen.** Ich will heute die gar nicht so neue These stark machen, dass Erziehung, Kunst, Mathematik, Logik, Literatur und Psychoanalyse es mit derselben Grenze zu tun haben - mit den Rissen des Symbolischen, mit der Grenze zum Realen. Dort versucht das Imaginäre heilen zu helfen mit der Geste der schönen Form, des schönen Satzes. Dort stricken Wissenschaften und Erzählungen schützende Netze.

¹ Universität Hamburg, Vorlesung mit Kolloquium in der Reihe KUNST-PÄDAGOGIK-PSYCHOANALYSE DIE ANDERE LEKTÜRE - LEKTÜRE DES ANDERN, 28. Oktober 1997.

Überblick über den Dialog Das Personal

Zunächst einmal die Personen der Handlung. Es treten auf Sokrates, Menon, ein Sklave des Menon, sowie Menons Gastgeber in Athen: Anytos.

Mit diesen Personen hat es seine Bewandnis; Menon und Anytos sind verbürgte Namen der politischen Realität jener Zeit. Menon, ein frontenwechselnder thessalischer Feldherr, hat einen denkbar schlechten Ruf. Der, der in diesem Text so eindringlich nach der Tugend fragt, der hat sie im Bewusstsein der Zeitgenossen Platons ganz und gar nicht. Anytos gehörte zu den Hauptanklägern des Sokrates. 385 ist er noch immer als eine Art Innen- und Justizminister an der Macht. Wenn im Verlaufe des Dialogs die Lehrbarkeit der Tugend erörtert wird, dann ist diese Wahl der Personen auch eine Antwort auf die Frage - Platonische Ironie.

Inhalt Problemstellung und erste Lösungsversuche des Menon

Menon verlangt von Sokrates zu wissen, wie der Mensch zur Tugend gelangt.

Sokrates setzt dagegen seine eigene Frage, was denn Tugend überhaupt sei. Diese Frage wird nun zur eigentlichen Frage des Dialogs und zunächst unterzieht Menon sich der Arbeit, sie zu beantworten.

Scheitern der Definitionen

Drei Versuche gehen daneben. Sie werden mit den Mitteln der logischen Schlussverfahren widerlegt. Logik wird eingesetzt, um logisch Unzulängliches aufzudecken und zu zerstören.

Erstarrung Menons

Menon erklärt sich für erstarrt, er sei von Sokrates behext und wisse nicht mehr zu antworten. Er sieht sich in der Sackgasse, will aufgeben und beruft sich auf den aristischen [sophistischen] Satz, dass man gar nicht erforschen könne, was man nicht kennt. Sokrates behauptet dagegen die Notwendigkeit des „Forschens“.

Die Lehrprobe

Um diese Behauptung zu begründen, beruft er sich auf die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele. Da sie während ihres wiederholten Kreislaufs zwischen Erde und Hades alle Dinge geschaut hat, ist ihr nichts unbekannt.

Sokrates leitet daraus ab, dass sich deshalb der Mensch „wiedererinnern“, also auch des scheinbar Unbekannten gewahr werden könne - im mühevollen Prozess des Lernens (Forschens).

Er demonstriert dies an einem ungebildeten Sklaven des Menon, den er ein nicht leichtes geometrisches Problem lösen macht - dessen Lösen des Problems sei ein Wiedererinnern seiner Seele gewesen.

Erneute Definitionsversuche (diesmal des Sokrates)

Menon insistiert auf seiner eingangs gestellten Frage, die nicht der Tugend, sondern ihrer Erlernbarkeit, ihrer Habbarkeit galt. Daraufhin folgen Definitionsversuche des Sokrates; er bedient sich dabei elementaren logischen Schlussfiguren (Syllogismen). [S.04]. Sie laufen darauf hinaus, dass Tugend ein Wissen sei, mithin lehrbar.

Scheitern auch dieser Definitionen

Diese Schlussfolgerung scheint die Antwort auf die Eingangsfrage des Dialogs zu sein. **Doch Sokrates revoziert die eigene Lösung**, adnulliert sie selbst: „Lehrers Kind und Pfarrers Vieh gedeihen nie!“ - dem hinzutretenden Anytos zeigt / demonstriert er an Beispiel der großen Athener, dass Tugend im Unterschied zur Techne der Handwerker nicht gelehrt werden kann, mithin kein Wissen ist.

Vorläufige Lösung

Zur vorläufigen Lösung gelangt Sokrates, indem er von der Erfahrung ausgeht: es gibt ja durchaus richtiges Handeln und Mutmaßen auch ohne Einsicht und formulierbares Wissen. Wahres Meinen und Wissen -sind im Hinblick auf ihren Nutzen [Erfolg?] durchaus gleichrangig.

Aus dieser **Unterscheidung von wahrer Meinung und Wissen** ergeben sich die Antworten auf die zu Beginn des Dialogs gestellten Fragen:

Tugend ist demnach Treffsicherheit in wahrer Meinung. Gelehrt werden kann sie nicht; einzelnen Menschen wird sie jedoch zuteil durch göttliche Schickung.

Erneutes In-Frage-Stellen

Der Dialog schließt mit der Einschränkung, dass auch dieses Ergebnis noch keine volle Erkenntnis sei und die Frage nach dem eigentlichen Wesen der Tugend weiterverfolgt werden muss. Das heißt, das Abschließen des Dialogs ist nur ein Skandieren, ein Zwischenhalt; **die Bewegung des Fragens bleibt**.

Die Lehrprobe Intention

Ich will dort einsetzen, wo Menon gescheitert ist und nicht an die Erlangbarkeit eines Wissens über die Tugend glaubt. Die Lehrprobe soll ihn ermuntern und zeigen, wie ein Subjekt vom Zustand des falschen Wissens zu jenem Zustand gelangt, wo es begreift, dass sein bisheriges Wissen falsch ist, dann aber aus dieser Verlegenheit von Sehnsucht nach dem Wissen ergriffen wird (84c), und erst zur unbegriffenen wahren Meinung und endlich zum begrifflich gebundenen Wissen gelangt.

Dies ist möglich; denn es gibt einen Zugang zum Unbekannten, weil es nichts Unbekanntes gibt. Lernen ist ein Erinnern. Das wird sich daran erweisen, dass der Knabe alles „von sich aus“ erkennen wird.

Der Knabe soll lernen, dass die Diagonale eines Quadrats die Grundlinie des Quadrats mit der doppelt so großen Fläche ist: „Merk also genau auf, was von beidem auf ihn zutrifft, ob er sich wiedererinnert oder ob er die Sache von mir lernt!“ (82b).

Die Durchführung

Die Stunde hat ein Lernziel:

„Der Schüler lernt, dass ein auf der Diagonale eines gegebenen Quadrates errichtetes Quadrat die doppelte Fläche des Grundquadrates enthält“.

Diese meines Wissens erste Lehrprobe der abendländischen Geschichte zeigt bereits alle Fehler, die auch heute in schematischer Anwendung von Strukturüberlegungen zur Stundengestaltung unterlaufen. Trotz der Verheißungen eines entdeckenden Lernens muss den Schülern oft ein enger Lösungsweg vorgegeben werden, der dem Anspruch auf Mündigkeit Hohn spricht.

Kritik

Sokrates fragt Menon: „Was meinst Du nun dazu, Menon? Hat dieser irgendeine Meinung geäußert, die nicht seine eigene wäre?“ Menon: „Nein, nur seine eigene.“ Etwas später fährt Sokrates fort: „Nicht also durch Belehrung, sondern durch bloßes Fragen wird er zum Wissen gelangen, indem er aus sich selbst das Wissen gewinnt.“ (82 c/d)

„Was meinst *Du* nun dazu, Menon?“ - Ja, was meinen *wir* dazu? Hat der Pais das Wissen aus sich selbst erlangt, wurde er dazu durch bloßes Fragen gebracht? (Z.87f.)

Nach unserem heutigen Verständnis hat er überhaupt nichts von sich aus gedacht und entwickelt. An keiner Stelle des Dialoges stellt er eine Frage; fast alle Unterrichtsbeiträge des Schülers sind ein beipflichtendes „Ja“. Seine Rolle ist durchweg passiv. Sie ist die eines Lernenden, dem etwas Schritt für Schritt gezeigt und erklärt wird.

Methode

Bei diesem Erklären geht Sokrates sehr geschickt vor: Der Sklave wird behutsam zum Problem hingeführt (z.B. Z.4: „Könnte man es größer denken?“). Bei jedem Schritt vergewissert sich Sokrates, ob der Pais mitgekommen ist - ein Grundprinzip seines Vorgehens überhaupt, das in allen Dialogen vorgeführt wird und dessen Befolgung er ausdrücklich fordert (75d).

Die mögliche Reaktionen des Gegenübers antizipierend, kann Sokrates dabei durchaus auch manipulieren. So zum Beispiel, wenn er den Pais dazu bringt, es mit der Verdoppelung der Seite zu versuchen (Zeile 20) und später mit einer Zwischengröße (Z.35).

Antizipation, Planung, direkte und indirekte Lenkung: dem ist der zu Behelrende ausgesetzt. Sein Lern-Fortschritt ist keine eigene Bewegung, ist nicht seine Bewegung, er wird bewegt. Und dort, wo er sich zu bewegen scheint, ist er in der

Situation eines Schachspielers, dem im Endspiel nur ein Zug und kein anderer möglich ist. Zwar, er muss ihn finden, er muss ziehen - doch wie und wohin, das ist vor ihm und außer ihm entschieden.

Der Schüler ist kein Subjekt

Der Knabe hat keine eigenen Fragen in dieser Lehrproben; er wird durch die Fragen des Lehrers in Bewegung gesetzt. Symptomatisch sind des Sokrates durchweg rhetorische Fragen: „Muss man nicht rechnen 2 mal 2 Fuß?“ (Z.12); „Also haben wir hier nicht das doppelte, sondern das vierfache Quadrat?“ (Z.30); „Schneidet nicht jede Linie die Hälfte ihres Vierecks ab?“ (Zeile 64). Das sind Fragen, die nicht ein Denken des Subjektes als Reaktion erfordern, sondern lediglich ein Bejahen; gewiss kein blindes Bejahen, wohl eher ein bejahender Nachvollzug, ein „Jawoll!“; denn des Sokrates Fragen sind Anordnungen „Mache dir dies aber so klar!“.

Seine Lenkung wird dort evident, wo der entscheidende Schritt zur Lösung des Problems zu tun ist: Die Diagonale, mit deren Hilfe erst die gesuchte Operationen möglich sein werden, wird von Sokrates eingezeichnet (Z.57); er ist es, der in der eben beschriebenen Weise ihre Funktion im Hinblick auf die Lösung der Aufgabe erklärt, und er ist es, der den gesuchten Lehrsatz formuliert und den Signifikanten „Diagonale“ liefert (Zeile 76 ff).

Zwiespältig wirkt da des Sokrates Zustimmung zu Äußerungen des Knaben, die dieser gar nicht gemacht hat; es sind **Sätze des Sokrates selbst**, die dieser belobigt: „Also haben wir hier nicht das doppelte, sondern das vierfache Quadrat?“ - „Ja.“ - „Du hast recht.“ (Z.30-33) oder: „So wird, deiner Behauptung zufolge ...“ (Z. 78f.).

Zwiespältig ist diese Zustimmung auch deshalb, weil es hier gar kein „Du“ gibt. Der Schüler ist hier nie und nirgends als Subjekt. Nicht sein Anspruch, nicht sein Denken sind irgend relevant; und sie erscheinen nicht. Der Schüler ist lediglich, indem und insofern er die Elemente dieses Systems akzeptiert. Er wird dem auf dieser Ebene des Wissens eindeutigen geometrischen Wissen unterstellt, dessen Agent Sokrates ist.

Vielleicht wird der Pais nicht deshalb ausgewählt, weil er garantiert unwissend ist, sondern weil er als Sklave *per definitionem* kein Subjekt, sondern rechtlich eine Sache ist; und als solche, als pures Objekt wird er angeredet: **Sokrates unterzieht sich nicht der Mühe, ihn nach seinem Namen zu fragen.**

Und umgekehrt: da es nicht um Fragen des Subjektes „Sklave“ geht, sondern um dessen falsches Meinen in Reaktion auf ihm gestellte Fragen, kann nach dem Aufweisen seiner Fehler das alte falsche Meinen nicht durch Sehnsucht nach dem wahren Meinen abgelöst werden; war doch das alte falsche Meinen nicht Ergebnis seines Fragens. Den *Pais* inter-essiert der Stoff nicht, er ist in ihm nicht als Subjekt, der unterrichtete Stoff ist der eines auf der Ebene des Unterrichts gesicherten harten Wissens.

Hinc illae lacrimae wohl auch der modernen Schule, wo in den harten Fächern der Schüler kein begehrendes, substantiell fragendes Subjekt sein kann. Ganz andere Fragen sind dann die Fragen, die Sokrates mit Menon erörtert. Und hier entfaltet die „pädagogisch“ und „methodisch“ enttäuschende Lehrprobe ihre eigentliche Kraft.

Das Skandalon der irrationalen Zahlen Das eigentlich Inter-Esse des Sokrates:

Tatsächlich geht es in dieser Lehrprobe um etwas radikal anderes als die bloße Konstruktion der richtigen Grundlinie des doppelt so großen Quadrats.

Sokrates befragt den Sklaven zunächst nicht nach der Konstruktion der gesuchten Linie, er fragt nach der Länge, nach der Größe der Seite. Er will eine Zahl und nicht nur die geometrisch konstruierbare Länge! Das zeigt sich darin, dass er Rechenversuche des Sklaven provoziert und schließlich offen fordert: „Wie groß muss sie (die Seite) denn sein? Versuche, es uns genau anzugeben; **und wenn Du es nicht ausrechnen willst, so zeige uns in der Figur die betreffende Linie!**“ - Ich wiederhole: „... **und wenn Du es nicht ausrechnen willst, so zeige uns in der Figur die betreffende Linie!**“ Damit sind wir beim Titel meines Vortrages. Hier wird das Zeigen, das der Knabe nicht vermag, das vielmehr Sokrates übernehmen muss, zum Ersatz eines anderen, das unberechenbar ist.

Nun **konnte** 385 vor Christi Geburt die Länge dieser Strecke gar nicht errechnet werden. Nehmen wir Platon / Sokrates beim Wort, dann regierte des Lehrers Frage den Diskurs. **Nicht, damit der Schüler lerne, sondern damit der Schüler ihn belehre.** „Wie groß muss die Seite sein; versuche es uns genau anzugeben!“.

Sie sehen, ich wage die These, dass das Fragen der Lehrer im Grunde auf etwas geht, was sie selber nicht wissen, dass das Erfragen des abgemachten Wissens und das Zeigen der Diagonalen nur ein Ersatz ist. Die Lehrer bedürfen des anderen, des Schülers nämlich, um sich in diesem Fragen als fragende Subjekte „verwirklichen“ zu können. Und ich behaupte, dass das Fragen der Lehrer deshalb ein sehr existentielles Fragen ist.

In dieser Lehrprobe stellt Sokrates jedenfalls die Schlüsselfrage des Weltbildes seiner Epoche; die Frage der Kommensurabilität, die Frage nach den nicht mehr rationalen Zahlen.

Die Entdeckung der irrationalen Zahlen

Rund 50 Jahre vor Sokrates' Tod, 60 oder 70 Jahre vor dem Niederschreiben des Menon, kam Hippiasos von Metapont ums Leben, vermutlich ertrank er nach einem Schiffunglück. Durch das Establishment der pythagoreischen Gemeinden ging ein tiefes Aufatmen, man dankte den Göttern und fasste das Unglück allgemein als verdiente Strafe auf. Hippiasos hatte entdeckt, dass es geometrische Konstruktionen gibt, deren Linien zueinander inkommensurabel sind. Zu allem Überfluss hatte er diese Entdeckung auch noch am Pentagramm, am Fünfeck gemacht, dem Wahrzeichen der Pythagoreer. Wie es scheint, hat er dieses Ärgernis nicht für sich

behalten und als Geheimnis im kleinen Kreis bekungelt, sondern auch Uneingeweihten bekanntgemacht.

Zwei Strecken sind zueinander kommensurabel, wenn sich ihr Verhältnis in ganzen Zahlen ausdrücken lässt. Drei zu vier, sieben zu neun ... wie Sie wollen. Dafür muss es ein gemeinsames Maß geben, eine Einheitsstrecke, ein Ein, muss zu finden sein, dessen Vielfaches ohne Rest in beiden steckt.

Spätestens um 420 ist das Phänomen der Inkommensurabilität von Diagonale und Grundlinie eines Quadrats auch am Beispiel von Wurzel 2 entdeckt und bewiesen worden. Das heißt, in einer Konstruktion, deren Strecken aufeinander bezogen, voneinander abhängig sind, gibt es plötzlich zeigbare Proportionen, denen keine *logoi* entsprechen; die Menge der natürlichen Zahlen versagt, sie fasst nicht.

Wenn Sie die Diagonale eines Quadrates, dessen Grundlinie 1 cm lang ist, auf einer Zahlengraden abtragen, erhalten Sie einen Punkt, den Sie demonstrieren, zeigen, dem Sie aber keine natürliche, keine ganze Zahl und keine rationale Zahl zuordnen können. Dieser Punkt entspricht keinem periodischen oder endlichen Dezimalbruch: er ist mit keiner Zahl aus der Menge der rationalen Zahlen zu erfassen. Stattdessen erhalten Sie bei rechnerischer Bestimmung unendlich viele Näherungszahlen, denen keine obere Grenze gesetzt ist. Solche Zahlen, die in der Menge der rationalen Zahlen nicht enthalten sind, werden irrationale Zahlen genannt. Dazu gehört jene Zahl, die mit sich selbst multipliziert „2“ ergibt oder jene, die in der Probelektion des „Menon“ mit sich selbst multipliziert das Ergebnis „8“ hat.

Eine tradierte bewährte Struktur, symbolische Ordnung wird innerhalb ihrer selbst mit einer Kombination ihrer Elemente konfrontiert, für die die vorhandenen Regeln nicht ausreichen. Eine Grenze wird sichtbar, eine neue Konstruktion ist „da“ und erheischt eine Änderung der Spielregeln. Innerhalb des neuen Systems wird es dieses Phänomen wieder geben - auf ein Neues. So folgte der Menge der natürlichen Zahlen die Menge der ganzen Zahlen, dieser die Menge der rationalen Zahlen (Brüche, Dezimalen), daraus die Menge der irrationalen Zahlen, dann der reellen Zahlen und zur Zeit der Menge der transzendenten Zahlen.

Nun zeigt sich hier kein Progress zum Besseren, kein Fortschritt, so als würde es eines Tages das „vollkommene“ symbolische Netz geben können. Vielmehr lässt sich am strengsten symbolischen System, dem der Mathematik, hier den Zahlen, zeigen, was das Schicksal jeder symbolischen Ordnung ist. Das hier aufscheinende Rätsel, der Bruch, der Riss, der Neues ernötigt, ist in dem Sinne von Struktur, als der Riss jeder denkbaren symbolischen Ordnung immanent ist.

Am schärfsten können wir ihn spüren, wenn wir nur wollen, im Unzureichenden der Sprache, im Verfehlen dessen, was wir eigentlich sagen wollen und in der Überraschung durch das, was wir ungewollt gesagt haben. Das Unbewusste.

Der Skandal

So wie in diesem Jahrhundert Freuds Entdeckung des Unbewussten Skandal machte – wer hat denn in unserer Machbarkeitsgesellschaft wirklich seinen Satz akzeptiert „das Ich ist nicht Herr im eigenen Haus“? – oder vor einigen hundert Jahren die Entdeckung, dass nicht die Erde das Zentrum und dass sie keine Scheibe sei - so erschütterte die Entdeckung der Inkommensurabilität die antike Welt.

Ein durchaus „rationales“ Weltbild war geplatzt. Für die Pythagoreer galt: „Die ganze Welt ist Harmonie und Zahl“. Zahlenproportionen fanden sie in der Bewegung der Gestirne oder zum Beispiel - vielleicht war das ihr Ausgangspunkt - in den messbaren Verhältnissen der Saiten oder Luftsäulen von Musikinstrumenten und in den geometrischen Konstruktionen.

Dieser Skandal war auch ein Skandal für Platon. Denn der Verfasser des „Menon“ ist grade zurückgekehrt von einem langen Besuch bei den pythagoreischen Gemeinden Süditaliens. Im „Staat“ schreibt er:

„... ich habe ja wohl auch selbst erst recht spät etwas davon vernommen und musste mich über diesen Übelstand bei uns höchlich verwundern. Es kam mir vor, als wäre das gar nicht bei Menschen möglich, sondern eher etwa bei Schweinevieh. Und da schämte ich mich, nicht nur für mich selbst, sondern auch für alle Hellenen.“

Platon hält im Menon an dem Punkt, wo ein Wissen als falsch aufgefliegen ist und noch keine neue Episteme gefunden wurde, die die wunde Stelle flickt. Die Figur, die er **zeigen** kann, ist ein Provisorium: **indem sie das Loch verdeckt, macht sie die Hinfälligkeit des Systems bewusst.** Ich will diesen Punkt für meine Zwecke als „Moment der Ausständigkeit“ bezeichnen.

Das Inkommensurable Der Riss

Dieses Moment der Ausständigkeit, des plötzlich „sichtbar“, erfahrbar gewordenen Nichtzureichens unserer rationalen Bestimmungen ist der Motor des Menondialogs. Der Wunsch nach Ganzheiten – die zu messende Strecke, die zu bestimmende Tugend – werden wir an eine Grenze geführt, wo diese Ganzheiten nicht zu haben sind, ausständig bleiben. Wurzel 2 ist der Nabel dieses Diskurses.

Die Ausständigkeit ist nichts, was sich als Imaginäres ereignet; vielmehr ist ihre Voraussetzung bereits immer eine Struktur, eine nach Gesetzen geregelte symbolische Kohärenz. Das Problem der Bestimmung der Diagonale „erschiene“ nicht, gäbe es nicht Konstruktion als Manipulation dieses Symbolischen, gäbe es nicht bewusste Sätze, das definierte Wissen symbolischer Zusammenhänge: Episteme. Nur wenn ich ein Quadrat zeichnen kann, nur wenn ich zählen will, stoße ich auf die Diagonale in ihrer Unaussprechbarkeit als Unausrechenbarkeit. Nur weil es Konstruktion gibt, gibt es die Diagonale als Zeichen des Inkommensurablen.

Ich denke, Rilkes Sonett, mit dem ich begonnen habe, lässt eine Erweiterung zu: nur wo es bereits Form gibt, kann das Inkommensurable sichtbar werden. Grauenvoll im

Traum des Wolfsmanns, wo ein Fenster den Rahmen bildet. Das Ausständige ist ohne Körper nicht zu denken. Es bedarf des Rahmens, der Grenze, der Hülle. Auch dort, wo es um Denkgebäude geht, die Metapher zeigt's, haben wir Gedanken als Gebäude, Bauwerk, Ganzheit, Körper.

Dabei geht es nicht um „Darstellung“ eines Unsichtbaren, das in einer verborgenen Existenz zu denken wäre, sondern ganz unmetaphysisch um Riss, Kastration, Mangel etc., der uns, werden wir seiner gewahr, unerträglich ist und den Wunsch nach Ganzheiten, Einheiten, ganzen rationalen Zahlen, Tugend, Schönheit weckt.

Das Grauen

Dieser Riss ist unerträglich; er ist Grauen pur; er löst uns auf. Wir kennen dies aus der Psychoanalyse dort, wenn wir der Risse unserer Lebenskonstruktionen gewahr werden und die Subjekte in eine Phase der traumhaften Zerstreutheit oder der momentanen Auflösung geraten. Sie bleiben dort nicht, weil die Deutung ihnen etwas wird „zeigen“ können. Darüber vielleicht später. Wir kennen diese Momente als Traumen, die das Subjekt erleidet, Verletzungen der Seele oder des Körpers, die die vertrauten Netze zerreißen.

Das Davor-Gestellte, das Vorgestellte

Aber: wir können nicht anders, als uns an diesen Kanten des Grauens etwas vorzustellen, wenn wir denn überleben wollen. Dies ist eine der Erklärungen, weshalb wir nicht aufhören können zu reden oder zu erfinden; dies ist die Quelle unserer Tagträume, ich denke, aller unser erfindenden Produktionen.

Die Figur des Schreckens [Zizek einarbeiten]

Das reine Grauen, das Nichts ist denknotwendig, doch unvorstellbar. Hier tauchen die stellvertretenden Objekte auf, die, so grauenvoll sie sind, doch immer noch besser sind als das wirklich Ausständige, die es uns aber in ihrer garstigen und erstarren machenden Fremdheit bedeuten. Medusa, Alien, der Rattenfänger von Hameln.

Die ideale heile Figur

Unser Hauptbestreben ist, den Riss zu glätten, eine Fülle-Figur zu sehen, die in ihrer Vollkommenheit und Glätte jeden Mangel und Riss wegleugnet. Das geht sprachlich; ich denke an Analysanten, die mit heiterster Stimme und Beherrschung die grauenvollsten Dinge zum Besten geben, an die Zwangsneurotiker auf ihrer Jagd nach glättender Beherrschung alles Denk- und Wissbaren. Hier sind wir psychoanalytisch im Register des imaginären Phallus, der kastrationsfreien Fülle. Hier ist das Tummelfeld des Narzissmus und des Kitsches.

Und auch auf die Gefahr hin, zu grobe Kulturkritik zu treiben: der Anspruch auf Mangelfreiheit, auf Fülle und die Produktion entsprechender Kulturgüter gehört hier her. Zu dumm nur, dass dieser Glättewunsch automatisch Rassismus und Fremdenhass nährt.

Menon gehört in beide Register. Zunächst einmal will er Handhabbarkeit:

Es scheint mir denn Sokrates die Tugend (...) darin zu bestehen, dass man sich des Schönen erfreut und desselben mächtig ist. Und so verstehe ich denn unter Tugend dies, voll Begier nach dem Schönen imstande sein, es sich zu verschaffen (77b).

Hier wird die Hand-Habbarkeit des Schönen gesetzt; ähnlich wie bereits in der ersten Demande des Menon mit der Frage nach der Lehrbarkeit der Bestheit nach der Handhabbarkeit der Bestheit gefragt worden war.

In der Ausweglosigkeit dann, als ihm auch diese Hoffnung zuschanden wird, erscheint ihm an der Stelle der Ausständigkeit eine Figur, Sokrates in einer merkwürdigen Ambivalenz. Zum einen als Schreckensgestalt, die erstarren macht, zum anderen aber als bezaubernd, verzaubernd - als Liebesobjekt (so wie in einem anderen Diskurs dem Alkibiades).

Er sieht ein ambivalentes phallisches Stachelbild des Sokrates, vor dem das Subjekt erstarrt. Für dieses Erstarren gibt es mehrere Gründe. Einerseits muss das Subjekt Angst und Verlassenheit empfinden und sich fragen *Was will er mir?*, da sich zeigt, dass sich der andere ganz und gar nicht den Bedingungen der Frage, der Ansprüche des Subjektes unterstellt. Das Subjekt sieht sich so einem vermuteten Begehren ausgesetzt, vor dem es hilflos ist, weil es nicht weiß, in welcher Form und welchem Zug an ihm dieses Begehren gilt.

Andererseits sind all die Regungen, die Menon an sich beobachtet, nämlich, Bezauberung, Erstarrung, in der Gewalt des anderen, Merkmale der Verliebtheit. Sie entstehen daraus, dass wir stets dem Anderen, dem, der das Wissen verwaltet, eine Verfügung über das unterstellen, dessen wir bedürftig sind. Das ist die Verliebtheit der Übertragung.

Der Signifikant

Die Diagonale ist an dieser Stelle eine Rettung besonderer Art. Sie ist zweischneidig, sie vertritt den Mangel, zeigt auf ihn und verdeckt ihn zugleich als plausible Lösung. Sie ist hier ein Zeiger und ein besonderes Zeichen. So wie sie eingeführt wird von Sokrates ist sie zwar **durchaus eine Lösung, die eingespannt in die Konstruktion** hält. Gleichwohl und gleichzeitig ist sie hinfällig und bedeutet damit ihre eigene Schwäche. Zeichen für die Hinfalligkeit - etwas, mit dem wir operieren können - nicht mehr den beiden ersten Möglichkeiten ausgeliefert.

Das Zeigen

Dieses Element der Figur, die konstruierte Diagonale, benötigt offensichtlich ein Zeigen, ein Hindeuten, ein Deuten (fällt aber eben nicht in die Eindeutigkeit) Es lohnte hier ein Exkurs auf die Struktur des barocken Emblems, in das gleichfalls das deutende Zeigen inkorporiert ist. Allerdings mit der Einschränkung, dass der Sinn dieses Emblems verborgen bleiben muss, während das barocke Emblem kistenweise Sinn abliefern.

Das Wissen

Das Unbewusste / savoir faire / orthe doxa

Wir haben über das Produzieren am Ort des Ausständigen gesprochen, über das, was wir uns dort davor stellen, vorstellen müssen. Im Menon selbst geht es insbesondere um das Wissen, das hier produziert werden soll. Welcher Art es und wie es zu erlangen ist. Platon lässt seinen Sokrates nie die Hoffnung aufgeben, dass eine Aussage über Einheit, Vollkommenheit, die irrationale Zahl, die Tugend möglich sein werde. Er setzt aber dennoch in ständiger Revozierung und Annullierung ein Scheitern aller Versuche ins Werk. Dabei hofft er zumindest zum richtigen Meinen, zur orthe doxa zu gelangen. Garant für diese Gewissheit ist die Anamnesis.

Mit diesem Mythos führt Platon ein zweites Wissen neben dem vertrauten begrifflichen Wissen ein. Anamnesis teilt das Subjekt des Wissens. Das Setzen eines anderen Ortes „Seele“ ist ein Schnitt, der an Freuds „anderen Schauplatz“, den des Unbewussten erinnert.

Nun unterstelle ich, dass Platon wohl kaum einen zu hebenden Wissensschatz gemeint haben wird, wo alle künftige Episteme und ihre Elemente auf Halde liegen. Schön wär's ja, wenn meinen Gymnasiasten alle Formeln und Lateinvokabeln der Vergangenheit und Zukunft bereits eingegeben wären.

Eine verwandte Auffassung ist allerdings heute ganz populär, wenn vom Unbewussten wie von einer Rumpelkammer gesprochen wird, wo Affekte und Erinnerungsfragmente verstauben oder gären. An dieser Vorstellung ist etwas dran, wenn wir uns das Unbewusste als das Inkommensurable denken, als das, was nicht aufgeht und zu dessen Bewältigung sich in der Lebensgeschichte des Individuums aber auch der Kulturen ein Gewölle und Gewirr der Bilder und Signifikanten angesammelt hat, die an der Schnittstelle haben wuchern müssen.

Wo es aber - und das ist das Entscheidende an Freuds *Non liquet* über die Realität der Verführungsszenen und der Urszene des Wolfsmanne - ein wahres erstes, Eigenliches nicht gibt. Was geschieht, wenn wir uns diesem Schatze nähern, ist, dass durch Lebenszufälle oder durch Deutung, die immer Konstruktion ist, ein Element stark gemacht wird, an dem das Erinnernte sich neu ausrichtet. Wir enthüllen in der Kur nicht „die authentische“ Lebensgeschichte der Analysanten; aber wir helfen ihnen, sie neu zu deuten. Das heißt, zu haben ist das Wissen, das an der Kante wuchs, die der andere Ort ist, nur in der Nachträglichkeit, die dann eine neue Geschichte als die alte je gewesene schreibt. Aber dafür ist ein Eingriff nötig, das andere Wissen gibt sich nicht freiwillig her. Ein solcher Eingriff ist zum Beispiel die Deutung, von der man wissen muss, dass sie Konstruktion ist. Darüber vielleicht noch etwas am Ende meiner Ausführungen.

Für die Anamnesis bedeutet dies, dass in einer bestimmten Situation Artikulationen des Wissens herauszuholen sind. Damit sie halten können und damit sie „kommen“, müssen sie bestimmte Auflagen erfüllen: zum Beispiel „schön“ sein. Wenn sie erst gebunden sind in der Begrifflichkeit, dann werden sie eingebunden in die Gesetze

des Symbolischen, werden Schulgut. Und das forschende Subjekt muss weitermachen.

Solches Wissen hat den Status der wahren Meinung, Mutmaßen des Richtigen ohne Einsicht. Etwas von Evidenz, ein unbegriffenes Geschautes, das sich sagt und in einen Kippmoment des Begreifens verfallen kann, der dann Einsicht wäre, die zur Episteme führt.

Für die Triftigkeit der *orthe doxa* gibt es kein begriffliches Kriterium. Da sie der begrifflichen, logischen Autorisierung ermangelt, ist sie auf andere Autorisierungen angewiesen. An diesen Platz treten die Götter bzw. die von ihnen Inspirierten. Ich denke auch die sogenannten Autoritäten von Freud über Derrida, Lacan, Habermas und wie sie alle heißen mögen.

Die *orthe doxa* ist etwas von Evidenz, ein unbegriffen Geschautes. Das Wort ist abgeleitet von *dokein*, scheinen. Sie kann auch dargestellt werden; dies ist das Agieren der Staatslenker, insofern es sich als richtig erweist - nachträglich. Sie ist nicht etwas ein schlechtes Imaginäres, sie ist im Netz der Sprache, wie das richtige politische Handeln im symbolischen Netz der Polis, ihrer Institutionen und ihrer Beziehungen ist.

Das wahre Meinen ereignet sich in der Bewegung der Sehnsucht, setzt aber nicht ihr Ende.

Annulation

Dazu bedarf es einer besonderen Methode, deren Ziel es ist, das Subjekt in all seinen Sicherheiten zu erschüttern, um es zu einem Punkt zu treiben, wo es produziert. Dies ist das sokratische Verfahren, das wir kennen und das auch in diesem Dialog in vielen Varianten vorgeführt wird. Ich nenne es die Annulation: mit diesem Verfahren wird vorgebrachtes bloßes Meinen aufgelöst. Dies geschieht mit den Mitteln der Logik. Dabei erwächst induktiv mit eben dieser Logik kein neues Wissen; die logischen Schlüsse, die Sokrates vorträgt, werden von ihm selbst, er wendet das Verfahren gegen sich, ebenfalls wieder annulliert. Damit haben wir eine Generalisierung dessen, was wir am Beispiel der falschen Konstruktionen des Sklaven gesehen haben: mit den Mitteln des Systems werden die Hinfälligkeiten die in diesem System erzeugt wurden, aufgedeckt, damit wird aber nichts Neues sichtbar, sondern nur die Tatsache, dass Riss ist.

Gleichwohl entsteht daraus die Situation, aus der heraus ein neues Wissen, Platon würde sagen, „erinnert“ werden kann.

Die zentrale Figur des Dialogs und ein immer wieder gelingender Akt der Anamnesis - und nur ihn und Ende die dadurch ausgelöste Bewegtheit des Forschens kann Sokrates wirklich demonstrieren – ist die Annullierung: das Aufzeigen, dass ein Wissen falsch ist, dass da eine Grenze ist, wo es hinfällig wird. Die Annullierung ist das entscheidende Moment des Gewährwerdens des Verlustes. Meine These ist, dass erst dann und von da an, wenn ein Wissen sich als unzutreffend erwiesen hat, und

das Subjekt aus dieser scheinhaften Sicherheit herausgeschmissen worden ist, sich das Subjekt in Bewegung setzt: als eines, das, was es als Sicherheit auf immer verloren hat, wieder einzuholen, wiederzuholen, zu wiederholen trachtet.

Platons Übersetzer spricht hier von der Sehnsucht. Wir können durchaus sagen: sobald es sich dem Begehren stellt. Dieses Moment haben wir hier. Und wer seines nicht gewahr wird: der lebt in der Tat wie Schweinevieh - nicht als Sprechwesen. **Das heißt aber, dass das Fundament des Subjektes, seine Ur-Sache das Gewährwerden eines Nichtwissens ist.**

Not und Nötigung

Er macht sich dabei das Phänomen zunutze, das ich oben zu erfassen versucht habe: die Angst im Angesicht der Kante, der Grenze, des Risses. Nachzulesen in Kleists Aufsatz *Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden*, der diesen Prozess analysiert.

An dieser Grenze sind wir genötigt, wollen wir nicht bleiben wie das Schweinevieh, von dem Sokrates sprach, irgendetwas zu produzieren. Zu dieser Produktion gelangen wir freilich und bekanntermaßen nur, wenn wir in Not, wenn wir genötigt sind. Dann entstehen als Substitution des Ausständigen „geschlossene Sätze“, Lösungen und so weiter.

Das dann Produzierte - ob schöner Schein, ob schöne Geschichte, ob schöne Theorie - das unterliegt dann dem von Freud konstatierten Phänomen der Nachträglichkeit und macht zu immer schon gewesen, was aktuelle Umorganisation der Signifikanten ist.

Das Begehren

In der von Platon vorgeführten Form führt die Wissbegier nicht zum epistemisch gebundenen Wissen. Was bleibt, ist die Bewegung, zum Schließen kommt es nicht. Die epistemische Bindung des Objektes „Tugend“ bricht ab und wird dem weiteren Forschen anheimgegeben – wie ja auch die Lösung der Frage nach der Wurzel zwei verschoben werden muss. Der Sklave der Lehrprobe wird nur bis zur Station des Zeigens, des Aufdämmerns der wahren Meinung und keinen Schritt weiter geführt. Und so ist des Sokrates Behauptung selbst nur bis zu genau dieser Station gelangt: *orthē doxa*. Auch die Klärung der Fragen, was Wissen sei, was Lernen sei und Genauer: was Wissenschaft sei, bleibt in Bewegung, bewegt von der Sehnsucht des Sokrates, die ihn in Gang hält, die er in Gang hält.

Das Begehren zu wissen führt nicht zu einer bestimmten Form des Wissens, sondern nur zu dessen Grenzen.

Es ist also wohl so: Logik kann ein gegebenes System nicht überschreiten; sie dient nur dazu es auf Null zu bringen, seinen Mangel aufzudecken. Wissen zirkuliert nur, Neues wird nicht.

Der Andere / pädagogischer Eros

Es bedarf in diesem Prozess der Annäherung an das Ausständige und der Erzeugung eines zweiten Wissens des Anderen, der das Subjekt von seinem falschen Meinen, von seinen Verklebungen trennt. Dabei stellen sich Effekte ein: Verliebtheit und Aggression, die - oft sehr emphatisch und pathetisch - das pädagogische Feld charakterisieren.

Menons Anspruch

Dies gilt in besonderem Maße für Sokrates und Menon. Ihr Verhältnis oszilliert. Zunächst ist das Gespräch von immer wieder vorgetragenen herrischen Ansprüchen des Menon gekennzeichnet. Dem Sinne nach tragen sie in verschiedenen Aufforderungen vor: Belehre mich! Erkläre mir! Mache mir klar! Bitte, sage es mir! Du musst es sagen!

Dies ist auch eine sehr infantile Position, jene nämlich, in der das kleine Subjekt sich nur durch einen Appell an den anderen zu erhalten vermag, der mehr will als das, was im Anspruch explizit thematisiert wird. Jeder Anspruch dieser Zeit ist Verlangen nach Anwesenheit und Liebe. Dies geschieht zum Beispiel - immer vergeblich, da die Fülle nicht zu haben ist - im Anspruch „Nähre mich!“, der komplett vielleicht heißen müsste: mache deine Liebe präsent, indem Du mich nährst.

Im selben Register ist das Verlangen nach geistiger Nahrung: Gib mir die Fülle, erkläre mir - das ist: zeige mir Deine Liebe, indem Du mich belehrst.

Menon verlangt die Abdichtung des Hinfälligen durch handhabbares Wissen. Endlichkeiten, Handhabbarkeiten, Sätze „schwarz auf weiß“ will er nach Hause tragen, fixe Formulierungen. Und genau diese bekommt er von dem Lehrer Sokrates nicht oder nur zum Schein.

Der Lehrer flirtet und entzieht sich

Und Sokrates? Er fällt auf diesen Liebesanspruch nicht herein. Er spart ihn aber auch nicht aus. Seine Ironie ist auch eine spezifische Haltung zum Liebesanspruch. Der Lehrer spielt mit der Liebe.

Freilich, dies ist auch deswegen ein ernstes Spiel, weil auch der Lehrer - wir sehen es an Sokrates - von seinem Schüler ein Wissen erwartet, ihn also in die Position des Wissenden bringt. Dort beginnt stets Übertragung und Verliebtheit. Vor ihr kann Sokrates sich nur retten, indem er das von ihm bei seinen Schülern unterstellte Wissen als hinfällig denunziert und damit der Übertragungsbewegung entkommt.

Sokrates - dies ist seine Antwort - flirtet mit Menon. Als dieser zum Beispiel sehr eindringlich Auskunft fordert, was „Farbe“ sei, beschwert sich Sokrates ein wenig über den herrischen Ton des jungen Mannes – entschuldigt ihn aber mit seiner Schönheit, die, so ist zu ergänzen, ihm eine Schar von Verehrern zugezogen hat, die er zu kommandieren gewohnt ist. Zu ihnen gesellt sich Sokrates: „Vielleicht hast Du

es auch mir schon angemerkt, dass ich männlicher Schönheit gegenüber nicht widerstandsfähig bin. Ich werde dir also zu willig sein und antworten.“

Nun, Sokrates antwortet auch wunschgemäß – allerdings, **sich entziehend**, gibt er doch nur dem Menon dessen eigenes Wissen zurück, indem er ihn mit abgeklapperten Definitionen des Gorgias, des Lehrers von Menon, bedient.

Und als Menon in Schrecken und Liebe sich ergibt, da lässt er sich nicht ein und verlegt er Menon jeden Ausweg:

Indem er das Bild des Zitterrochens nicht akzeptiert, versperrt er Menon die Möglichkeit, seiner Welt wenigstens dadurch einen Pfropfen aufzusetzen, dass er ein zum Teil phobisches, zum Teil zu liebendes phallisches Bild entwirft. Und genau diese rettende Stopfung, dieses Flickchen des Symbolischen, indem eine Person als Stöpsel in den Sog praktiziert wird, macht Sokrates nicht mit, indem er das Bild für seine Person ablehnt.

Form dieser Ablehnung ist die Deutung: „Ich merke wohl, weshalb Du das Bild für mich eingeführt hast ... damit ich meinerseits wieder ein Bild für dich einführe.“ Die eigentliche Absicht des Menon sei es also gewesen, Sokrates zu provozieren, dass er vom schönen Menon ein seiner Vollkommenheit würdiges Bild entwerfe (80c). Indem er diesen Wunsch des Menon zur Sprache bringt, verlegt er ihm einen anderen möglichen Ausweg, nämlich den, sich vor die Löchrigkeit des Symbolischen selbst als imaginärer Phallus zu stellen (die narzisstische Flucht), sich selbst als vollkommen zu imaginieren. Menons Versuch, in den infantilen Narzissmus zurückzukehren, um vor der durch Sokrates aufgedeckten Un-Vollkommenheit des Symbolisierens zu fliehen, wird durch Sokrates blockiert: „Ich werde keinen Gegenvergleich für die machen!“ (80c).

Bleibe eine letzte Hoffnung für Menon (und eine Versuchung für Sokrates und alle die, die seither Lehrer geworden sind): Sokrates für den Hort des Wissens zu halten, für den, der letztlich weiß. Ihm also zu unterstellen, dass er von einem Wissen her frage. Doch auch hier schiebt Sokrates den Riegel vor: „Was mich anlangt, so trifft der Vergleich mit dem Marmelzitterrochen allerdings dann zu, wenn dieser Fisch bei seiner starrmachenden Wirkung auf die anderen auch selber starr wird Wenn ich die anderen ratlos mache, so bin ich selbst dabei schlechterdings ratlos.

Das heißt, so wie er seine Gesprächspartner, denen er ja Wissen liebend unterstellte destituiert, so destituiert sich Sokrates selbst aus der Position des Wissenden und macht es damit unmöglich als Inhaber von Füllewissen geliebt zu werden.

Die Deutung

Meine Damen und Herren, ich komme zum Schluss.

Menon hat in diesem Dialog eine (wie wir wissen, letztlich fruchtlose) Bekanntschaft mit dem Forschen gemacht; sagen wir mit der Wissbegier, dem Begehren. Zunächst ist er verklebt, gefangen im falschen Meinen, verhaftet dem Imaginären, verlangt er Antwort, Erklärung, Endlichkeit, Geschlossenheit, Kausalität und Fülle. Er erhält und er verliert sie in hinfällig gemachten Definitionen, hinfällig auch dann, wenn sie von Sokrates *lege artis* durchgeturnt werden, wodurch die Risse im Weltgebäude des rationalen Denkens aufspringen. Als er meint, nichts mehr wissen zu können, erhält er eine Antwort, mit der sich leben lässt. Die Diagonale des Quadrats, die nicht ausmessbare, aber evident richtig konstruierte Strecke.

Diese Diagonale ist Repräsentant des im Symbolischen nicht Habbaren. Sie entspricht der Dummheit des Kleinen Hans. Keine Erklärung, kein Stopfen, eine Barriere vielmehr, eine Marke, die gezeigt werden, die benannt werden kann. Dieser Signifikant, ein Phallus in seiner hinfälligen Standhaftigkeit. Wirkt bei dem, der ihn unbewusst übernimmt: bei Menon. Und zwar nicht, indem er nun geometrische Aufgaben löste, sondern indem er durch das dadurch signifizierte Problem in Bewegung gehalten agitiert wird. Und ertragen kann, dass alles gleitet, keine starre Festigkeit des Systems sein kann, weil er ein Zeichen für die Haltlosigkeit hat, das gleichwohl eingespannt ist in Konstruktion.

An die Stelle des gesuchten stopfenden imaginären Objektes ist ein anwesendes zeigbares Zeichen des Ausständigen getreten, das zu ertragen ist. Und er kann es – im Dialog zumindest, in der Realität, wir wissen es, nicht – ertragen, sich in dieser Unsicherheit zu bewegen und zu forschen, in den Worten der Analyse: zu begehren.

Die Diagonale ist kein Zeichen der Fülle, sondern ein Zeichen der notwendigen Vorläufigkeit aller Zeichen. Sie ist die Marke der Kastration. Und sie anzunehmen, macht es leicht, sich dem Realen auszusetzen, dem Verlust, dem Mangel, ohne in die Falle der falschen Fülle zu gehen

Ich frage mich, inwieweit ein Zeigen wie jenes des Sokrates, wenn er die Diagonale zeigt, einen Signifikanten also, mit der psychoanalytischen Deutung, die auch immer Konstruktion sein muss und nicht hübscher Einfall, verwandt ist.

Soviel für jetzt.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.